

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 8 (1932-1933)
Heft: 1

Artikel: Die Sprache des Herzens
Autor: Bohny, Mary
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064879>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DIE SPRACHE DES HERZENS

Von Frau Mary Bohny

Mit einer Photographie und einer Illustration von E. Bohny

Dass eine Frau Inhaberin von ein paar Dutzend Orden ist, wäre vielleicht nicht besonders erwähnenswert. Aber dass ihr diese Orden während des Weltkrieges von sich bekämpfenden Ländern verliehen worden sind, ist sicher aussergewöhnlich. Die Frau ist Frau Mary Bohny, die Gattin des verstorbenen Rotkreuz-Chefarztes Oberst Bohny. « Le colonel et

Madame Bohny » sind während des Weltkrieges beinahe zur legendären Figur geworden : sie waren die einzigen, welche ohne Pass sämtliche Grenzen der kriegführenden Länder überschreiten durften.

Mit dieser Nummer beginnt Frau Bohny ihre Erinnerungen über ihre Tätigkeit während des Weltkrieges.

Die Nacht ist still, fahles Licht des Mondes beleuchtet die Landschaft, Sterne glitzern am Himmel, wir nähern uns mit unserm Zug, in dem die Leute nicht schlafen können und wollen, Freiburg. Da kommt von entgegengesetzter

Richtung aus Frankreich ein gleicher Zug, hier Franzosen, dort Deutsche. Eine Minute Halt, die Züge stehen sich gegenüber. An den Fenstern bleiche Gesichter, Glanz der Heimkehrfreude in den Augen.

Da ertönt der Ruf : « Kameraden »,

von der andern Seite « camarades »; weiter eilen die Züge, in den Ohren tönen uns die deutschen, die französischen Rufe wie eine Verheissung auf Frieden und Versöhnung.

Es war im Jahre 1915. Der Krieg wütete, unsere Schweiz, als Insel des Friedens, war umringt von den kämpfenden Völkern, Blutvergiessen, Hass auf allen Seiten.

Uns war die schöne Aufgabe zuteil geworden als neutrales Land helfen und lindern zu dürfen und dabei der hohen Aufgabe gerecht zu werden, neutral zu bleiben. Dem Schweizerischen Roten Kreuze war vom Bundesrat der Transport der Schwerverwundeten durch die Schweiz übertragen worden, und so fuhren seit dem Frühjahr 1915 Züge, beladen mit den schrecklichen Opfern des Krieges, von Konstanz nach Lyon und umgekehrt. Tag und Nacht rollten sie dahin, der ersehnten Heimat zu, die die Insassen als kräftige, kampfeslustige Männer verlassen hatten, um als elende Menschenreste zurückzukehren.

Wir vom Roten Kreuze waren im wahren Sinne des Wortes neutral, wir konnten gar nicht anders im Hinblick auf all die Völker, die alle gleich litten, die Blüte der Jugend dahingerafft, verstümmelt, vermisst, krank und elend. Wohl begegnete man uns im Anfang mit Misstrauen; in Deutschland wunderte man sich über unsere Freundlichkeit mit den Franzosen; so konnte man doch nur mit Leuten sein, denen unsere Sympathie gehörte. In Frankreich dann, als wir die Deutschen mit der gleichen Sorgfalt behandelten, wie die zurückgebrachten Franzosen, da hiess es, man merkt ihnen doch die Deutschfreundlichkeit an, und

doch waren wir vollständig gleich mit den einen wie mit den andern. Wir sahen nur den elenden kranken, zum Krüppel geschlagenen Menschen, der unsere Hilfe brauchte, welcher Nation der angehörte, war uns ganz gleich. Bald änderte sich auch die Meinung der verschiedenen Völker, als man unser stetes, gleiches Walten sah, und allmählich hielten uns alle für ihre Freunde.

Ich muss gestehen, es fiel bei dieser Tätigkeit nicht schwer, neutral zu sein, und in meiner Erinnerung ist nur ein einziger Fall, in dem mir für einen Augenblick neutrales Denken schwer wurde.

Die Neutralität des Mitleids

Wir hatten in Lyon einen jungen Deutschen zum Heimtransport bekommen, der blind war. Von Beruf Kellner, 24 Jahre alt, war er in einer Schlacht leicht verwundet worden und hatte sich in eine Scheune geflüchtet, wo er mit dem Verbandszeug aus seinem Tornister den Streifschuss am Arme verbinden wollte. Mittlerweile mussten die Deutschen zurück, die Franzosen stiessen vor, und plötzlich sah sich der deutsche Soldat in der Scheune von Senegalnegern umgeben, die da eingedrungen waren. Zwei hielten ihn fest, und einer stach ihm mit einem Dolche beide Augen aus; dann liessen sie den Unglücklichen mit seinem Jammer liegen.

Französische Sanitätler fanden ihn, brachten ihn ins Lazarett; er wurde mit aller Sorgfalt gepflegt, aber die Augen waren nicht mehr zu ersetzen. Resigniert sass er in unserm Zug und erzählte uns sein Unglück schlicht und einfach, ohne Gehässigkeit. Uns machte es einen fürchterlichen Eindruck. Wie oft hatten wir

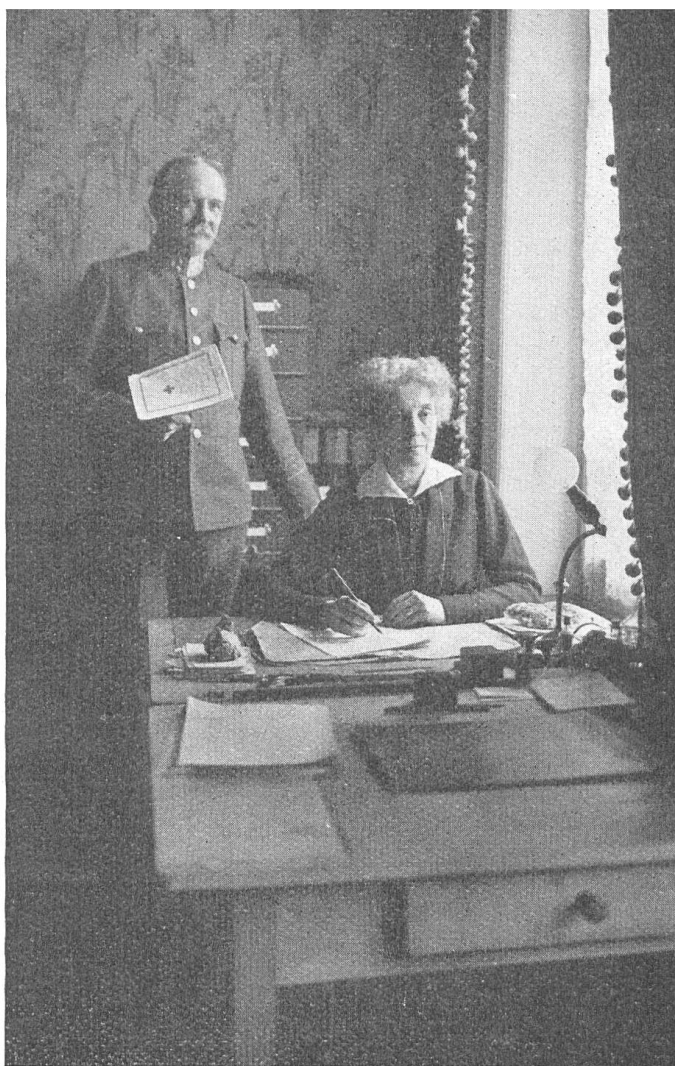
während dieses Krieges vom Ausstechen der Augen gehört, bei Nachforschungen hatte sich die Behauptung nie nachweisen lassen. Zum erstenmal standen wir vor dem Beweis. Wir umgaben den Unglücklichen mit Sorgfalt und Liebe und lieferten ihn in Konstanz ab mit unsern guten Wünschen begleitet.

Am Nachmittag bekamen wir wieder einen neuen Transport schwerverwundeter Franzosen, darunter Senegalneger, die jammernd und klagend in ihren Betten lagen. Da übermannte mich einen kurzen Moment der Gedanke an die scheussliche Tat dieser halb tierischen Menschen; ich musste mich zum neutralen Denken zwingen. Doch als ich diese Geschöpfe verstümmelt, schmerzverzogen um Hilfe bitend, ohne ihre Sprache zu verstehen, sah, da verflog das Grauen, und vielleicht pflegte ich sie mit noch grösserer Sorgfalt als sonst.

Liebet Eure Feinde

Ich habe in diesem wahnsinnigen Kriege neben viel Hass auch so viel Edles gehört und gesehen, dass ich an der Menschheit nicht verzweifeln durfte.

Als wir eines Tages in Lyon nach den heimgebrachten Franzosen in den frisch hergerichteten Zug deutsche Verwundete einladen wollten, ging diese Arbeit gar langsam vor sich. Die Brancardiers waren alte Leute und müde, die Arbeit behagte ihnen nicht, und doch sollten wir um 4 Uhr abfahren. Unsere Leute waren zu gering an Zahl, um die vielen Schwerverwundeten, die da auf Bahren auf dem Perron lagen, allein einzuladen, wir packten alle mit an. Da fuhr ein Zug mit Engländern ein. An den Fenstern junge, frische Tomys, die nach Mesopotamien an



Die Verfasserin mit ihrem Gatten, Rotkreuz-Chefarzt Oberst Bohny

die Front befördert werden sollten. Sie sahen unsere hilflosen, armen Krüppel da liegen, und im Augenblick flogen die Türen auf, die englischen Soldaten kamen zu uns herüber, in 20 Minuten hatten sie die Verwundeten eingeladen.

Nur ein einziger unter ihnen hatte sich erlaubt eine schnöde Bemerkung zu machen; der kam aber bei seinen Kameraden böse an, sie boxten ihn in den Wagen und sagten ihm, er solle sich schämen, in wenigen Tagen könnten sie gerade so da liegen, das seien Brüder, aber keine

Feinde mehr. Es war trotz der traurigen Ladung ein herrlicher Anblick für uns und eine Genugtuung, konstatieren zu können, dass das Gute im Menschen auch da wieder zum Vorschein kam.

Von denen, die wir transportierten, mussten wir viel von erduldeten Leiden, von Demütigungen und schlechter Behandlung in Feindesland hören; manche erzählten wieder, es sei ihnen gut gegangen, sie seien zufrieden gewesen.

Im allgemeinen war es wohl in allen Ländern so ziemlich das gleiche, und wir kamen zu der Erkenntnis, dass gefangen zu sein nirgends schön ist und es zu den traurigsten Dingen gehört, seiner Freiheit beraubt, dazu elend und krank zu sein. Was wollten wir Neutralen antworten, wenn über den Feind geschimpft wurde, obwohl es doch in unserm Sinne gewesen wäre, versöhnend zu wirken!

Wie mutete es da angenehm an, wenn man plötzlich von einem Deutschen hört: «Ich kann nicht gegen die Franzosen reden, hab' ich bei ihnen doch meinen besten Freund! Wir waren im harten Kampfe, die Franzosen drängten uns zurück, ich fühle einen harten Schlag am Arm, eine Granate hat ihn zerrissen, ich stürze, bleibe liegen, die Franzosen rücken näher und näher, schon glaube ich sie stampfen über mich hinweg, da fühle ich zwei kräftige Arme eines Rothosen, sie packen mich, tragen mich hinweg, wollen mich zum Verbandplatz bringen. Hui, zittert es durch die Luft, ein Zischen, und plötzlich wälzen wir uns beide auf dem Boden, ein jeder mit einem zerschmetterten Beine. So bleiben wir Seite an Seite stöhnend liegen, bis eine Ambulanz uns findet und uns zurückbringt in ein Lazarett. Da lagen wir nebenein-

ander, monatelang. Beide amputiert, aber in treuer Freundschaft, er mit der grossen Genugtuung, sich einem Feinde geopfert zu haben, ich in heissem Danke für meinen Lebensretter. Als es dann eines Tages hiess, ich dürfe als Schwerverwundeter heim, da wurde mir die Trennung von ihm nicht leicht, ja, schwerer als der Abschied, als ich ins Feld zog, und nie werde ich den Freund vergessen, ihm immer meine Treue bewahren, wie er es auch mir versprach.»

Der Krieg, den alle verloren

Die Empfänge in den einzelnen Staaten waren überall gleich herzlich. Man empfing die heimkehrenden, unglücklichen Gefangenen in feierlicher Weise, und selbst in den Ländern, in denen es knapp zugeing, wurde alles aufgeboten, den Heimkehrenden mit Opfern Trank und Speise zu bieten, ihnen Geschenke und Leckerbissen zu bringen, ihnen Freude zu bereiten. Merkwürdig mutete es mich an, als beim Empfang der Deutschen die deutsche Nationalhymne gespielt wurde und ich andern Tags in Frankreich die gleichen Klänge hörte, die uns zu Ehren beim Empfang ertönten, da ja die Schweizer Hymne die gleiche Melodie hat.

Aber in welchem Lande wir auch immer waren, und in welcher Sprache man redete, stets wurde der sichere Sieg verheissen, stolz die eigenen Erfolge gepriesen. Wie mutete das uns Schweizer an, wenn wir im Zeitraum von 24 Stunden da und dort das gleiche hörten! Wir sahen doch viel, wir wussten, alle können nicht siegen, und manchmal beschlich uns der Gedanke, müssen schliesslich nicht alle ermüden, oder wollen sie sich alle zu Tode siegen? Mir kommt ein Urteil

nicht zu, ich stehe auch jeder Politik fern, aber heute muss ich mich nach all dem damals Erlebten doch fragen: Wo lebt der eigentliche Sieger, wer geniesst die Früchte des Sieges? Wie steht die Welt heute da? Wie ein Traum reiht sich Bild an Bild der von mir erlebten Kriegsjahre, es liegt alles in weiter Ferne und doch so nah.

Wir lernten gelegentlich dieser Empfänge interessante Menschen kennen, und ich kann sagen, dass wir Schweizer überall die grössten Ehren genossen und eine lebenswürdige Gastfreundschaft. In Deutschland war es Prinz Max von Baden, der stets zugegen war. Wir lernten in ihm einen philanthropisch denkenden Menschen kennen, der durch seine grosse Sprachgewandtheit mit den fremden Offizieren wie Engländern, Franzosen, Italienern, sich unterhalten konnte, sie verabschiedete und durch seine Lebenswürdigkeit, seinen gerechten Sinn, sogar den gefangenen Feind zu gewinnen wusste. Man hat ihn oft in seinem Lande für nicht militärisch genug erklärt. Wir schätzten seine Friedensgedanken, die er trotz seiner Vaterlandsliebe nicht verbarg, und in manch vertraulicher Unterredung legte er uns seine Ansichten dar, die erst später in die Öffentlichkeit drangen, als es durch seine Unterhandlungen als Reichskanzler zum Waffenstillstand kam, der Deutschland vor dem Krieg im eigenen Lande bewahrt hat.

Auch in Italien und Österreich fanden wir gute Aufnahme und die Empfänge waren glänzend. In Italien kam die Herzogin von Aosta, um die heimgebrachten schwerverwundeten Gefangenen zu begrüßen. Ein besonderer Charme umgab diese Fürstin, der man aber immer noch

die französische Abstammung anmerkte, und die sich auch mit Vorliebe *Hélène de France* nannte. Mit *Hélène de France* unterschrieb sie mir auch ihre Photographie. Sie war eine schöne Frau und bestrickend lebenswürdig, sie arbeitete im Roten Kreuz als *Inspectrice* der Krankenschwestern und leistete viel trotz ihrer zarten Gesundheit. Sie interessierte sich für vieles, was ausserhalb ihres Landes vorging, liess sich von mir erzählen und frug nach hochstehenden Leuten anderer Länder, mit denen sie in Friedenszeiten regen freundschaftlichen Verkehr unterhalten hatte.

In Lyon war sehr oft Herriot, der Maire von Lyon, zum Empfange da. Seine hübsche, lebenswürdige Frau, von der man wohl fast nie in der Öffentlichkeit erfuhr, hat mir viel Gefälligkeiten erwiesen und durch diskrete Vermittlungen konnten wir durch sie vielen ihrer gefangenen Landsleuten Erleichterungen verschaffen. Herriot, als glänzender Redner, wusste die Heimkehrenden zu begeistern, und wir haben manche interessante Unterredung mit ihm gehabt.

Begegnungen

Eine markante Persönlichkeit war Graf Zeppelin, wenn äusserlich auch unscheinbar, ein nicht grosser Herr mit gutmütigem Gesicht, freundlichen Äuglein und martialischem Schnurrbart. Er war ein lebenswürdiger Herr und ein guter Gesellschafter, wir haben in traurigen Zeiten seinen Humor schätzen gelernt. Als ich bei einem Bankett, das er uns Schweizern zu Ehren gab, neben ihm sass, kamen wir natürlich auch auf seine Luftschiffe zu sprechen. Er erzählte mir von seinen Bewunderern, seinen Gegnern und

dabei eine lustige Anekdote. Der Gesandte eines neutralen Landes habe im Laufe der Unterredung gefragt: «Sagen Sie, Graf, machen Sie sich keine Vorwürfe, dass Sie das Luftschiff erfanden, mit dem Sie den Tod so vieler Menschen auf dem Gewissen haben?»

«Absolut nicht», habe er geantwortet. «Aber wie müssen Exzellenz froh sein, dass Sie das Pulver nicht erfunden haben!»

Wie oft hohe Persönlichkeiten im Umgang mit dem Volke befangen und schwerfällig waren, bewies mir eine fürstliche Dame, die heimkehrende Krüppel begrüßen sollte. Die Kaumgeheilten standen im Kreise, sie in der Mitte, und dem ersten, den sie ansprach, fehlte das Bein. «Was fehlt Ihnen?»

«Ich habe das Bein verloren.»

«Hat das sehr weh getan?»

Der Zweite, der dran kam, dem fehlte der Arm.

«Sie haben den Arm verloren, hat das sehr weh getan?»

Der Dritte, ihm fehlte die halbe Schädeldecke.

«Was fehlt Ihnen, guter Mann?»

«Ich habe eine schwere Kopfverletzung.»

«Ach, das hat gewiss auch sehr weh getan.»

Da wandte ich mich mit Grausen und wollte lieber nichts mehr hören.

Das fahrende Lazarett

Unsere Sanitätszüge waren sehr einfach eingerichtet. Es waren gewöhnliche Eisenbahnwagen, in Krankenwagen umgewandelt. Ein Zug umfasste 14 Wagen, 8 Wagen für Liegende und 6 Wagen für Leichtverwundete, die sitzen konnten.

Jeder Wagen hatte eine Schwester und einen Soldaten. Am Anfang der Transporte wurden die Sanitätssoldaten von der Armeesanität gestellt; aber allmählich konnte man konstatieren, dass diese Soldaten für diesen Dienst etwas zu militärisch erzogen waren, und der Rotkreuz-Chefarzt zog es vor, die Transporte von den Rotkreuz-Kolonnen besorgen zu lassen, die sich sehr gut dazu eigneten. Bei jeder Fahrt wechselte das Personal, nur ich mit meiner Helferin machte alle Transporte mit. Das etwas primitive Anfangsstadium verwandelte sich bald in einigen Komfort. Einen Drittklasswagen hatten wir zur Hälfte zur Küche, zur Hälfte als Restaurant eingerichtet. Lange Zeit konnten wir nur auf Sprit kochen, oft grosse Mahlzeiten, was gefährlich und mühsam war. Später setzte uns die Bahn einen Holzherd, und von da ab war das Kochen ein Vergnügen. Es gab dann noch einen Küchenwagen mit grossen Kesseln, in denen für 300—400 Verwundete gekocht wurde, und mit der Zeit auch einen Proviantwagen, weil wir alle Nahrungsmittel mitnehmen mussten, da wir im Ausland oft nicht kaufen konnten und auch nicht sollten.

Ein alter Salonwagen I. Klasse bildete, ich möchte fast sagen, die Wohnung für den Kommandanten, den Arzt, für Gäste und für mich. Ich habe während 6 Jahren 450 Nächte, sei es in diesem Wagen oder bei der Arbeit im Zuge, sei es mit Pflege von Kranken, zugebracht.

Die Übergänge von einem Wagen zum andern waren oft gefährlich. Einmal pasierte es mir, dass ich bei dem Überqueren zweier Wagen zwischen den Trittbrettern durchrutschte, ohne die Beine

zerquetscht zu bekommen, was ich heute noch nicht begreifen kann. Ich kam wieder hoch und war heil.

Gar manchmal in der Nacht mussten die Ärzte und auch ich die Trittbretter passieren, um zu inspizieren, zu helfen. Ich liess mich immer rufen, wo ich auch war, wenn man befürchtete bei einem unserer Schwerverwundeten könne der Tod eintreten. Ich wollte ihm die Augen zudrücken, mütterlicher Beistand sollte ihm den Tod erleichtern.

So war ich bei vielen in ihrer letzten Stunde, suchte Trost zu spenden, den letzten Liebesdienst zu erweisen und habe selber mitgelitten. Wenn so ein schöner, junger Mensch in meinen Armen lag, den Todesschweiss auf der Stirn, das brechende Auge auf mich gerichtet, da tat mir das Herz weh. Ich gedachte der Mutter daheim, die ihr Kind zurückerwartete, hoffend, sie könne es gesund pflegen, und nun kehrte es nur als Leiche heim; denn wir führten den Toten mit. Während der Fahrt bahrten wir den Verstorbenen im Fourgon auf, gewaschen, geschmückt, weiss angezogen, mit Blumen bedeckt. So haben leider gar viele den Weg in die Heimat zurückgelegt; aber sie wurden doch in heimischer Erde bestattet, und ihr Grab ist zu finden und nicht draussen auf dem Schlachtfeld gemeinsam mit Tausenden von Kameraden.

Bei der Ankunft benachrichtigte ich die Anverwandten von dem Verlust und teilte ihnen mit, dass der Sohn im Arm einer Mutter gestorben sei, betreut und betrauert. Wenn es unterwegs möglich war, liessen wir einen Pfarrer kommen; besonders bei Katholiken war es wichtig, dass ein Priester bei dem Tode zur Seite

war; meistens gelang es noch zur rechten Zeit, an der nächsten Station einen Geistlichen aufzunehmen.

Neutralität des Kopfes

Gar manchmal war unser Leben gefährdet. Oft kamen in dem einen oder andern Lande während unserer Anwesenheit feindliche Fliegergeschwader.

Als wir eines Morgens nach einer durchwachten Nacht nach 15stündiger Fahrt in Ambérieu hielten, um mit unsern Verwundeten das übliche Frühstück einzunehmen, sahen wir plötzlich ein Fliegergeschwader (es mochten an 15 Flugzeuge sein) am Horizont erscheinen. Näher und näher kam es, Entsetzen packte uns, Schwestern, Soldaten, die Verwundeten, wir stierten mit aufgerissenen Augen hinauf, ein schrecklicher Moment. Ich glaubte das Blut gerinne mir im Herzen, als ich sah, wie sich vom Flugzeug an der Spitze ein Gegenstand löste und langsam niedersank. Wird der nächste Augenblick uns Tod und Verderben bringen? Vor meinem Wagen fällt ein Riesenbukett nieder, fast kann ich es nicht fassen, jubelnd reicht man mir die duftenden Blumen hinauf. Ein Brieflein hängt daran, darinnen steht: «A l'honneur de Madame Bohny les aviateurs d'Ambérieu.»

Ein Aufatmen ging durch uns alle; aber den Schrecken fühlten wir noch in allen Gliedern.

Bei dieser Gelegenheit fällt mir eine kleine Episode in Konstanz ein. Beim Nachtessen hatte ich zu meiner Linken eine Exzellenz. Der deutsche General wusste, wie es schien, dass Ambérieu ein wichtiger Fliegerpunkt war. Er frug mich, wie viele Flugzeuge wohl in Ambérieu

stationiert seien. Ich sagte darauf: «Aber, Exzellenz, darüber spreche ich doch nicht!»

Da meinte er: «Gnädige Frau werden mir doch davon erzählen können, jetzt, da wir so gemütlich zusammensitzen.»

Meine Antwort darauf war die: «Exzellenz, übermorgen früh werde ich in Lyon sein, dort wird mich der Gouverneur von Lyon sehen; wenn er mich nach der Zahl an Luftschiffen in Friedrichshafen fragen wird, was soll ich da sagen?»

«Aber, gnädige Frau werden doch keine Auskunft geben!»

«Nein, das werde ich nicht, aber gerade so wenig werde ich Exzellenz Auskunft über die französischen Flieger geben.»

Freunde und Feinde

Bei unsern Fahrten erfuhren wir manche Unbill. In Frankreich mussten wir weite Strecken durchs Land fahren, in der die Zivilbevölkerung oft Steine oder Schmutz nach dem Zuge warf, in dem sie deutsche Uniformen sah. Französisches Militär dagegen, das von der Front in Urlaub kam, zeigte deutschen gefangenen Verwundeten gegenüber in unsern Zügen bei Begegnungen in Stationen immer Mitleid, sogar einen gewissen Respekt; es kam oft vor, dass sie Zigaretten herüberwarfen.

In Monza, wo wir österreichische Verwundete eingeladen hatten, standen wir noch draussen vor dem Bahnhof auf dem Geleise, es war noch nicht Abfahrtszeit. Da sah ich, wie sich vom Felde Zivilleute in grosser Zahl dem Zuge näherten. Ich bekam einen kleinen Schrecken und fürchtete, sie wollten unsere Verwunde-

ten vielleicht verspotten. Da hatte ich mich aber schwer geirrt. Frauen und Kinder kamen mit grossen Platten Makkaroni und Früchten, die sie den österreichischen Verwundeten bringen wollten. Sie riefen: «Poveri, poveri, mangiate!» und reichten ihnen die Schüsseln in die Fenster; wir konnten es ihnen nicht verwehren, und ich sah mit Genugtuung zu. Selbst die italienischen Posten liessen die Frauen gewähren.

Auch einer Mutter Sohn

Wir fuhren mit unsern Zügen natürlich zu allen Zeiten; für uns gab es weder einen Sonntag noch sonst ein Fest.

Weihnachten feierten wir aber immer, so gut es die Umstände erlaubten. Auf der Fahrt ging ich mit allen Schwestern mit einem brennenden Bäumchen durch die Wagen; wir sangen «Stille Nacht, heilige Nacht», und die Verwundeten sangen die lang entbehrten Laute mit; manche Träne glänzte in ihren Augen. Unter den Offizieren war ein junger Leutnant von 20 Jahren mit Rückenschuss, beide Beine gelähmt. Als wir zu ihm singend kamen, schlang er mir seine Arme um den Hals, und unter Tränen schluchzte er:

«O, könnte ich jetzt sterben und müsste nicht so als einziger zu meiner armen Mutter zurück, ich fürchte mich vor ihrem Schmerz!»

Mein Mutterherz fand Trost Worte für ihn, denn eine Mutter, sagte ich ihm, ist glücklich, wenn ihr Kind lebend zurückkommt, wenn auch als Invalide; sie wird es pflegen, wird es aufzurichten wissen.

Ein Lächeln belohnte mich.

Bei einem Bulgarentransport aus Frankreich war ein prächtig gewachsener Mann;

er war blind. Er erzählte mir, er sei von fünf kräftigen Brüdern der letzte, alle seien gefallen, und seine Mutter wisse, dass er lebe, aber sie wisse nicht, dass er blind sei, er habe sich nie getraut, ihr dies zu berichten. Ich frug ihn, ob seine Mutter deutsch oder französisch lesen könne. Doch, sie verstünde deutsch. Da setzte ich mich sofort hin und schrieb einen Brief an die Mutter, brachte ihr schonend bei, dass ihr Sohn blind sei, sonst kräftig und gesund, sie solle ihm die Heimkehr nicht schwer machen, sie möchte ihm mit liebendem Mutterherzen helfen, sein Schicksal zu tragen. Der Blinde war mir dankbar und, wie ich später hörte, die Mutter auch.

Samariterdienst

Ein Todesfall ist mir besonders im Gedächtnis geblieben. Wir führten einen Transport von Serben. Die meisten von ihnen hatten Ungeziefer, und es war unmöglich für uns, die Leute davon gänzlich zu befreien, obwohl wir allen Liegenden frische Wäsche anzogen.

Ein junger Mensch, mit edlem hagern Gesicht, war schwindsüchtig. Obwohl schwerkrank, hatten wir ihn doch mitgenommen und hofften, ihn lebend nach Frankreich zu bringen. Aber sein Atem ging immer kürzer, der Arzt stand am Bett, er war machtlos, das Leben begann langsam zu verlöschen. Ich legte meinen Arm um ihn, stützte ihn, er bettete den Kopf an meiner Schulter; da sah ich, wie die Läuse von ihm fortkrabbelten und zu mir in meinen Schürzenärmel krochen. Ich durfte mich nicht bewegen, konnte den Sterbenden nicht loslassen, musste ruhig ausharren, bis er den letzten Seufzer ausgehaucht hatte und ich ihm die

Augen zudrücken konnte. Es war eine unbehagliche Situation, trotzdem doch das Sterben dieses jungen Blutes so sehr traurig anmutete.

Gefangene mit ansteckenden Krankheiten sollten wir eigentlich nicht befördern; aber es war unmöglich, dies durchzuführen. Tuberkulöse gingen Tausende durch unsere Hände und während der Grippezeit unzählige davon Befallene. Auch Malariakranke pflegten wir oft, aber der interessanteste Fall war ein Ausätziger.

Bei einem Franzosen war in Deutschland im Gefangenenlager Lepra konstatiert worden; man wusste nicht, wo er diese fürchterliche Krankheit aufgelesen hatte. Er kam schon in Konstanz in einem Isolierwagen an. Auch wir stellten ihm einen Wagen mit Bahre zur Verfügung, gaben ihm sein eigenes Essgeschirr und liessen ihn allein. Die Pflege übernahm ich selbst, damit sich keine unserer Schwestern der Gefahr der Ansteckung aussetzte. Der Mann sah sehr entstellt aus, das Gesicht geschwollen, die Augen verquollen, die Hände voller roter Geschwulste, und seine Stimme hatte einen heisern Klang. Ich hatte keine Angst, wusste ich doch als Arztfrau, dass bei vorsichtiger Behandlung keine Ansteckung zu fürchten war. Wie es aber oft auch bei grösster Vorsicht merkwürdige Zufälle geben kann, erfuhr ich da. Der Arme dauerte mich gar sehr; er war Gärtner von Beruf, liebte Blumen, und so holte ich ihm mir geschenkte Rosen, um ihn zu erfreuen. Als er sie mir abnahm, berührte er meine Hand, und ich stach mich an einem Dorne tief in den Finger, dass das Blut floss, natürlich eine Ansteckungsgefahr. Ich blieb jedoch be-

wahrt und lieferte meinen Kranken in Frankreich ab, wo ich ihn dem ungewissen weitem Schicksal überlassen musste. Er war sehr dankbar für Pflege und Güte, die ich ihm während der Reise erwiesen hatte.

Die Liebe einer Frau

Von Verstümmelten hatten wir ganz schreussliche Fälle. Aber der mir den tiefsten Eindruck gemacht hat, war ein Franzose, dem beide Beine und ein Arm fehlten, und der dazu blind war. In einem Wäschekorb brachte man uns den Unglücklichen, der trotzdem guten Mutes war und sich auf die Heimkehr freute. Wir erwiesen ihm an Liebe und Aufmerksamkeit auf der Fahrt durch die Schweiz was wir nur immer konnten, und als wir am Morgen in Lyon ankamen, war seine Braut am Bahnhof, um ihn zu empfangen. Ein Schmerzensschrei durchzitterte die Luft, als das junge Mädchen ihres Bräutigams ansichtig wurde. Er erkannte die Stimme seiner Geliebten, er streckte den Arm nach ihr aus, und mit unglaublicher Ruhe sagte er: « Sei doch still, mein Lieb, mein Herz ist das gleiche geblieben und kehrt zu dir zurück, wie es von dir schied ! »

Wie wir dann später erfuhren, hat die Braut, die Lehrerin war, den Mann geheiratet und für den Unterhalt durch ihren Verdienst gesorgt. Das ist der Edelmuth einer Frau !

Bei einem Aufenthalt in Lyon, bevor die Ausgetauschten eingeladen wurden, stand ich auf dem Perron, als ein Zug im Bahnhof einlief, in dem ich deutsche Uniformen sah. Ich begab mich eiligst dorthin, stieg in einen Wagen, und da fiel mir ein junges, verwundetes Bürsch-

chen auch schon um den Hals und rief « Mutter ». Ich sah mich einem ganzen Wagen verwundeter Deutschen, etwa 40 Mann, gegenüber, die von der Front als Gefangene kamen. Natürlich waren das alles Vermisste.

Schnell schrieb ich mir Namen um Namen mit den deutschen Adressen auf, ein französischer Unteroffizier half mir dabei, und als ich gerade fertig war, erschien ein französischer Offizier und machte mich höflich, aber deziert darauf aufmerksam, es sei strengstens verboten, einen Gefangenenzug zu besteigen. Ich entschuldigte mich und versicherte, wie ein Kind, das unartig war, ich würde es gewiss nicht wieder tun; aber meine Adressen und Namen hatte ich.

Als wir den andern Morgen in Konstanz ankamen, telegraphierte ich sofort an die Angehörigen, dass ihre Männer und Söhne lebten. Welcher Trost für die Lieben daheim, denen die Soldaten als vermisst gemeldet waren, von mir zu hören, dass sie lebten und wenn auch gefangen, so doch geborgen waren !

Wohl die traurigsten Transporte waren die mit den Geisteskranken; auch dabei habe ich manches Abenteuer erlebt. Oft hatten wir bis 100 solcher Verrückten im Zug, einmal einen Transport nur mit Geisteskranken. Sie waren nicht immer ungefährlich, und man musste schon vorsichtig sein, wenngleich ich niemals Angst hatte und zu jedem ging.

Alles mit Güte

Wir legten nie Zwangsjacken an, wir fanden das unmenschlich. Einmal hatte ich unter einem Transport Serben einen einzigen Geisteskranken. Die Serben konnten wir leider nie in die Heimat be-

fördern; sie wurden alle nach Frankreich oder Italien geschafft. Die armen Menschen waren so sehr zu bedauern. Stolze, schöne Leute, voll glühender Vaterlandsliebe, kamen sie in ein fremdes Land mit andern Sitten und Gebräuchen, dessen Sprache sie nicht verstanden. Den Geisteskranken hatten wir in ein Abteil erster Klasse allein gesetzt und einer unserer Rotkreuzsoldaten bewachte ihn. Der Serbe war ein grosser, blonder, schöner Mann, und man konnte fast nicht glauben, dass er verrückt war. Die Fahrt ging ganz gut vonstatten; erst als der Zug in Lyon ankam, der Rotkreuzsoldat beim Ausladen helfen musste, wurde der Kranke unruhig und bekam einen Tobsuchtsanfall. Er zertrümmerte mit ein paar Fusstritten mit seinen schweren Militärstiefeln die roten Plüschsitze kurz und klein, dass die Fetzen nur so im Wagen herumflogen.

Die französischen Wärter fürchteten sich hineinzugehen, niemand sonst war da, alles hatte sich in den Bahnhof zum Empfang begeben. Man sagte mir, man habe nach dem fern gelegenen Irrenhaus nach einem Wagen und Wärtern telephonierte. So ging ich zu dem Kranken; denn man konnte ihn doch nicht allein lassen. Mit irren Augen sah er mich an. Ich suchte meine wenigen serbischen Sprachkenntnisse zusammen, sah ihn freundlich an und sagte ihm, ich wolle ihm seine Stiefel ausziehen. Liess er dies geschehen, konnte er mit Fusstritten kein so grosses Unheil mehr anrichten. Erstaunlicherweise zeigte er sich willig; dann legte ich ihm eine Hand über die Augen, mit der andern strich ich ihm liebevoll über den Kopf, immer sanft mit

ihm redend. Zwei Stunden musste ich ausharren, bis man ihn holte und die französischen Irrenwärter ihn in eine Zwangsjacke steckten; denn kaum hatte er die Männer erblickt, fing er wieder zu wüten an, und ich sah eigentlich erst da, welcher Gefahr ich entronnen war; gegen den kräftigen Mann hätte ich mich kaum wehren können. Ich glaube bestimmt und weiss es aus Erfahrung, dass eine gewisse ruhige Art den Geisteskranken imponiert und sie im Banne hält, besonders wenn sie von einer Frau keine Furcht sehen.

Einen Geisteskranken hatten wir in der Bette; der Arzt wollte ihm eine Einspritzung machen, gegen die er sich mit allen Kräften wehrte. Ich sprang helfend ein mit meinem bewährten Mittel, ihm meine Hand sanft auf die Augen drückend. Es half; aber er kratzte mir eine tiefe Wunde in die Hand, so dass man sie verbinden musste; die Einspritzung aber war gelungen. Als ich am Morgen nach ihm sah und er meine verbundene Hand bemerkte, blickte er mich mit traurigen Augen an, nahm seinen Kameraden die Blumen fort und reichte sie mir mit den Worten: « Ich habe ihnen wehe getan, es tut mir so leid! » Bis zur Ankunft war er dann friedlich.

Man sieht daran, wie man mit Liebe aus jedem Menschen das Gute herausholen kann, selbst aus Geisteskranken. Niemals mehr als bei diesen Gelegenheiten ist mir mein Wahlspruch zum Bewusstsein gekommen: « Meine Weltsprache ist die Sprache des Herzens, die versteht jeder. »